

## 2

### Wells

»Du siehst müde aus«, sagte Sasha und neigte den Kopf zur Seite, sodass ihr das lange schwarze Haar über die Schulter fiel. »Warum legst du dich nicht einfach schlafen?«

»Ich bleibe lieber hier bei dir.« Wells versuchte, sein Gähnen wie ein Grinsen aussehen zu lassen. Es war nicht schwer: Jedes Mal, wenn er Sasha sah, gab es etwas, das ihn unwillkürlich lächeln ließ. Die Art, wie ihre grünen Augen im Schein des Lagerfeuers leuchteten, oder die vielen Sommersprossen auf ihren hohen Wangenknochen faszinierten ihn genauso sehr, wie Sasha der Anblick der Sterne faszinierte. Auch jetzt schaute sie wieder zu ihnen hinauf, den Mund staunend geöffnet.

»Ich kann nicht fassen, dass du da oben warst«, sagte sie leise und wandte sich Wells zu. »Vermisst du es nicht? Die Sterne überall um dich herum?«

»Hier unten ist alles sogar noch viel schöner.« Er legte Sasha einen Finger auf die Wange und bewegte ihn sanft von Sommersprosse zu Sommersprosse. »Ich könnte die ganze Nacht lang dein Gesicht anschauen. Beim Großen Wagen konnte ich das nie.«

»Ich glaube kaum, dass du länger als fünf Minuten durchhalten würdest. Du kannst ja kaum die Augen offen halten.«

»Es war ein langer Tag.«

Sasha hob eine Augenbraue, und Wells lächelte. Seine Worte waren eine krasse Untertreibung, und das wussten sie beide. Vor ein paar Stunden war Wells aus dem Lager verbannt worden, weil er der von den Hundert gefangen genommenen Sasha zur Flucht verholfen hatte. Kurz darauf war er Clarke und Bellamy in die Arme gelaufen, die gerade Bellamys Schwester Octavia gerettet und damit bewiesen hatten, dass Sashas Stamm, die Erdgeborenen, doch nicht der Feind waren, für den alle sie gehalten hatten. Das allein war schwierig genug zu erklären gewesen, denn die meisten misstrauten Sasha immer noch, doch es war längst noch nicht alles: Noch am selben Abend fanden Wells, der Sohn des Kanzlers, der hochprivilegiert auf der *Phoenix* aufgewachsen war, und Bellamy, das Waisenkind, das sich auf der *Walden* allein hatte durchschlagen müssen, heraus, dass sie Halbbrüder waren.

Es war viel zu viel. Wells konnte es gar nicht alles auf einmal verarbeiten. Seine stärksten Gefühle waren Glück und Erleichterung, doch Schock und Verwirrung ließen einfach nicht zu, dass er die volle Tragweite der jüngsten Entwicklungen begriff. Der ständige Schlafentzug während der letzten Wochen kam erschwerend hinzu. Wells war mehr oder weniger unfreiwillig zum Anführer der Hundert aufgestiegen. Er war nicht scharf darauf gewesen, aber seine Offiziersausbildung und die Faszination, die er schon als Kind für die Erde verspürt hatte, waren die ideale Vorbereitung auf diese Aufgabe gewesen. Wells war froh, etwas tun zu können. Und er war dankbar für das Vertrauen, das die anderen ihm entgegenbrachten. Trotzdem war es nicht einfach, mit der enormen Verantwortung zurechtzukommen.

»Vielleicht lege ich mich eine Minute hin«, sagte er schließlich, stützte einen Ellbogen auf den Boden und streckte sich dann aus, den Kopf auf Sashas Schoß gebettet. Sie saßen zwar ein Stück abseits von den anderen, aber das Prasseln des Lagerfeuers war nicht laut genug, um die Streite zu übertönen, die auch an diesem Abend überall im Lager ausbrachen. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sich jemand bei Wells beschweren würde, dass jemand ihm den Schlafplatz weggenommen hatte. Oder die anderen waren sich mal wieder uneinig, wer als Nächstes mit Wasserholen dran war, oder sie fragten, was sie mit den Überbleibseln der heutigen Jagdbeute anfangen sollten.

Sasha fuhr ihm mit den Fingern durchs Haar, und Wells seufzte. Einen Moment lang vergaß er alles andere, spürte nur noch die Wärme ihrer Haut und schmiegte sich an sie. Er vergaß die entsetzlichen Tage, die hinter ihnen lagen, all die Gewalt und den Anblick der toten Priya. Vergaß seinen Vater, der angeschossen worden war, als Bellamy mit seiner Schwester auf den Transporter stürmte. Vergaß das Feuer, das das erste Lager vernichtet und Clarkes Freundin Thalia getötet hatte. Thalias tragischer Tod hatte die letzten zarten Bande zwischen ihm und Clarke für immer zerrissen. Vielleicht konnte er mit Sasha die ganze Nacht hier draußen auf der Lichtung verbringen. Es war die einzige Möglichkeit, ein paar Stunden allein mit ihr zu sein. Wells lächelte innerlich und spürte, wie der Schlaf immer näher kam.

»Was in aller Welt ...?« Sasha hörte plötzlich auf, ihn zu streicheln. Ihre Stimme klang seltsam belegt.

»Was ist los?«, fragte Wells und riss die Augen auf. »Ist was passiert?« Er setzte sich auf und ließ den Blick über die Lichtung schweifen. Die meisten saßen in kleinen Gruppen um das Feuer herum und sprachen leise miteinander. Es klang wie ein beruhigendes Summen. Doch dann sah er Clarke. Obwohl sie sich eng an Bellamy gekuschelt hatte, wusste er sofort, dass etwas nicht stimmte. Mittlerweile hatte er seine intensiven Gefühle für sie so weit im Griff, dass er tatsächlich so etwas wie Freundschaft für sie verspürte, und er konnte ihre Mimik immer noch lesen wie ein offenes Buch – die konzentriert gespitzten Lippen, das Blitzen in ihren Augen, wenn sie von etwas erzählte, das sie aufrichtig faszinierte wie Taxonomie oder theoretische Physik.

Clarke's Stirn lag in tiefen Falten, den Kopf hatte sie weit in den Nacken gelegt, als führe sie gerade eine Flugbahnberechnung durch. Auch Bellamy starrte mit versteinertem Gesicht nach oben und flüsterte Clarke etwas ins Ohr. Eine intime Geste, die Wells früher den Magen umgedreht hätte, doch jetzt erfüllte ihn der Anblick lediglich mit aufrichtiger Sorge.

Wells schaute in den Himmel, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken. Nur Sterne, so weit das Auge reichte. Aber auch Sasha starrte weiter nach oben. »Was ist?«, fragte er noch einmal und legte ihr eine Hand auf den Rücken.

»Da«, antwortete Sasha mit gepresster Stimme. Sie kannte den Nachthimmel mindestens so gut wie er. Als Erdgeborene hatte sie den Anblick ihr Leben lang studiert, genau wie Wells den Anblick der Erde. Er folgte der Richtung, in die sie deutete, da sah auch er es: Etwa auf Höhe der Krankenhütte bewegte sich weit über dem Horizont ein Licht. In einem großen Bogen raste es auf die Erde zu und kam schnell näher. Gleich dahinter war noch eins, und schließlich entdeckte Wells noch zwei weitere. Es sah aus wie ein Meteoritenschauer, der jeden Moment direkt über dem Lager niedergehen würde.

Wells sog scharf die Luft ein und setzte sich ruckartig auf. »Die Transporter«, keuchte er. »Sie kommen, alle.« Als er Sasha einen Arm um die Schulter legte, spürte er, dass sie am ganzen Körper stocksteif war.

»Glaubst du ... Glaubst du, dein Vater ist auch dabei?«, fragte Sasha und bemühte sich, einen Anflug von Hoffnung in ihre Stimme zu legen. Ihre Leute hatten sich mittlerweile an den Gedanken gewöhnt, ihre Heimat mit hundert verbannten Jugendlichen zu teilen, aber die Aussicht, dass nun auch der Rest der Koloniewohner auf dem Weg hierher war, war etwas ganz anderes.

Wells erwiderte nichts, während Hoffnung und Angst in ihm um die Vorherrschaft rangen. Es war durchaus möglich, dass sein Vater sich von der Schussverletzung erholt hatte und nun zur Erde kam. Genauso gut konnte er nach wie vor auf der Krankenstation um sein Leben kämpfen, oder ... seine Leiche schwebte bereits im All der Unendlichkeit zwischen den Sternen entgegen. Wie würde er reagieren, wenn sein Vater nicht dabei war? Wie sollte er weiterleben mit der Gewissheit, dass der Kanzler ihm nie verzeihen würde, was er in der Kolonie getan hatte?

Wells riss sich von dem Schauspiel los und musterte die Gesichter der anderen am Lagerfeuer. Als Clarke den Kopf drehte, begegneten sich ihre Blicke. Keiner der beiden sagte ein Wort – Clarke wusste auch so, welches Wechselbad von Gefühlen Wells in diesem Moment durchmachte. Sie wusste, was er zu gewinnen, aber auch zu verlieren hatte, wenn die Türen der Transporter sich öffneten.

»Er wird unglaublich stolz auf dich sein«, sagte Sasha und drückte Wells' Hand.

Wells spürte, wie sich trotz aller Anspannung ein Lächeln auf sein Gesicht schlich. Sasha verstand ihn. Obwohl sie seinen Vater nicht kannte und nicht wusste, wie kompliziert das Verhältnis zwischen ihm und Wells war, wusste sie, was es bedeutete,

wenn der eigene Vater Verantwortung für so viele Menschen zu tragen hatte – oder, wie in Wells' Fall, verantwortlich für die letzten Überlebenden der Menschheit war. Sashas Vater war der Anführer der Erdgeborenen, so wie Wells' Vater Anführer der Kolonie war. Sie wusste, dass eine solche Verantwortung nicht nur eine große Ehre war, sondern auch ebenso große Opfer erforderte.

Wells musterte die ausgezehrten Gesichter der knapp hundert überlebenden Jugendlichen rings um das Lagerfeuer. Normalerweise überfiel ihn in solchen Momenten immer die Sorge, wie viel Proviant und Medikamente sie noch hatten, aber jetzt spürte er nur Erleichterung. Erleichterung und Stolz. Sie hatten es geschafft. Im Angesicht all der Gefahren hatten sie überlebt, und jetzt war endlich Hilfe unterwegs. Selbst wenn sein Vater nicht auf einem der Transporter war, würden sie bestimmt ausreichend Essensrationen, Werkzeuge und medizinische Ausrüstung mitbringen – lauter Dinge, die sie brauchten, um den heraufziehenden Winter und alles, was danach kommen würde, zu überstehen.

Er konnte es kaum erwarten, die Gesichter der Neuankömmlinge zu sehen, zu sehen, wie sie alles bestaunten, was die Hundert hier erreicht hatten. Natürlich hatten sie Fehler gemacht und schreckliche Verluste erlitten – Asher und Priya, um ein Haar auch Octavia –, aber sie hatten auch Großes geleistet.

Wells drehte den Kopf und merkte, wie Sasha ihn besorgt musterte. Er grinste sie an, und noch bevor sie reagieren konnte, vergrub er die Finger in ihrem glänzenden Haar und küsste sie. Im ersten Moment schien Sasha überrascht, dann entspannte sie sich und erwiderte den Kuss.

Wells legte einen Moment lang seine Stirn auf ihre und sammelte seine Gedanken, dann stand er auf. Es war Zeit, es den anderen zu sagen, doch zuvor bat er Clarke mit einem stummen Blick um Zustimmung.

Clarke presste die Lippen aufeinander, tauschte ein paar kurze Worte mit Bellamy aus, dann nickte sie.

Wells räusperte sich. Ein paar der Hundert blickten auf, aber längst nicht alle. »Könnt ihr mich hören?«, fragte er mit lauter Stimme über das allgemeine Gemurmel und das Prasseln der Flammen hinweg.

Graham, der nur ein paar Meter entfernt saß, tauschte mit einem seiner Freunde von der *Arcadia* einen verächtlichen Blick aus. Kurz nach ihrer Ankunft hatte Graham sich zum Anführer einer Anti-Wells-Fraktion aufgeschwungen und nichts unversucht gelassen, um die anderen davon zu überzeugen, dass Wells sie nur im Auftrag seines Vaters ausspionieren wollte. Mittlerweile standen die meisten zwar auf Wells' Seite, aber Graham hatte immer noch beträchtlichen Einfluss. Einige der Hundert fürchteten ihn nach wie vor mehr, als sie Wells vertrauten.

Lila, eine hübsche Waldenerin, die Graham hofierte, wann immer sie konnte, flüsterte ihm etwas zu. Auf Grahams Erwiderung hin kicherte sie sich halb tot.

»Könntet ihr vielleicht den Mund halten?«, fauchte Octavia und warf den beiden einen vernichtenden Blick zu. »Wells möchte uns etwas sagen.«

Lila funkelte Octavia an und murmelte etwas, Graham grinste nur amüsiert. Vielleicht lag es daran, dass Octavia weniger Zeit im Lager verbracht hatte als die anderen, aber sie gehörte zu den wenigen, die sich nicht von Graham einschüchtern ließen.

»Was ist los, Wells?«, fragte Eric. Der groß gewachsene Arcadier mit dem ernstesten Gesicht hielt demonstrativ die Hand seines Freundes Felix, der sich erst vor Kurzem von einer mysteriösen Krankheit erholt hatte. Anfangs waren die beiden sehr zurückhaltend gewesen, was ihre Beziehung betraf, doch die Erleichterung über Felix' Genesung war so stark, dass Eric ihm kaum mehr von der Seite wich.

Wells lächelte. Bald würden die Sorgen über mysteriöse Krankheiten der Vergangenheit angehören: An Bord der Transporter waren mit Sicherheit nicht nur ausgebildete Ärzte, sondern auch Medikamente in Mengen, wie die Erde sie seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte.

»Wir haben es geschafft«, sagte Wells und konnte die Aufregung in seiner Stimme nicht verbergen. »Wir haben durchgehalten und bewiesen, dass Leben auf der Erde möglich ist, und jetzt sind die anderen hierher unterwegs.« Mit strahlender Miene deutete er in den Himmel.

Alle sprangen wie vom Blitz getroffen auf die Beine. Dutzende Gesichter drehten sich in die entsprechende Richtung, Jubelrufe hallten über die Lichtung, aber auch ein paar Flüche. Die Lichtpunkte standen mittlerweile deutlich niedriger am Himmel und kamen immer näher.

»Meine Mutter, meine Mutter kommt!«, rief ein Mädchen namens Molly und hüpfte vergnügt umher. »Sie hat versprochen, dass sie gleich auf dem ersten Schiff sein wird.« Zwei Waldenerinnen fielen einander kreischend in die Arme. Antonio hingegen, der ebenfalls von der *Walden* kam und während der letzten Tage seltsam ruhig geworden war, murmelte nur leise vor sich hin: »Wir haben's geschafft ... Wir haben's geschafft ...«

»Wisst ihr noch, was mein Vater damals gesagt hat?«, rief Wells über den allgemeinen Tumult hinweg. »Unsere Vergehen: vergeben und vergessen. Von jetzt an sind wir wieder ganz normale Bürger.« Er überlegte kurz, dann fügte er hinzu: »Eigentlich stimmt das nicht ganz. Ihr seid keine normalen Bürger, ihr seid Helden!«

Es folgte begeisterter Applaus, der kurz darauf von einem ohrenbetäubenden Kreischen übertönt wurde. Das Geräusch klang, als würde der Himmel selbst schreien, und wurde schließlich so laut, dass alle auf der Lichtung sich die Ohren zuhalten mussten.

»Sie werden gleich landen!«, brüllte Felix.

»Wo?«, fragte ein Mädchen hastig, aber niemand wusste eine Antwort. Offensichtlich war nur, dass die Transporter immer noch viel zu schnell flogen, als würde die Steuerung versagen.

Wells beobachtete mit hilflosem Entsetzen, wie der erste praktisch direkt über ihre